

Im Frost

Von Judith und Christian Vogt

Anatoli wandert durch den Schnee – unter dem Schnee liegt Eis, unter dem Eis gluckert schwarzes Wasser.

Er ist froh, dass er nur jemanden mitschleppen muss, der so leicht ist. Bei dem Wetter weiß man nie, wer noch alles seine Hilfe brauchen wird. Wenn er einen Bauern findet, dessen Karren auf dem Rückweg von einem Weiler im Eis des Kurja-Sees eingebrochen ist – dann müsste er nachher noch so einen mit sich herumschleppen. So schweigsam wie sein jetziger Begleiter wäre der sicher nicht. Anatoli streichelt seinem Weggefährten vorsichtig übers Haar. Auch ihm Essen abzugeben, ist gar nicht so entbehrungsreich. Bei einem Pfeffersack müsste er den Gürtel sicher schon weit enger schnallen.

Und wenn dieser ein gebrochenes Bein hätte, nicht auszudenken, wie Anatoli sich abrackern würde! Sein Weggefährte hat auch ein Bein gebrochen, Anatoli hat es geschient und hofft, dass sein neuer Freund nicht zu viel zappeln wird. Einmal am Branntwein hat er genippt, genug, um zu schlafen. Soll er schlafen, dann heilt das Bein. Anatoli fand eines am Soldatendasein ganz einfach: Einen Fuß vor den anderen zu setzen. Es ist wie ein Takt zu den Liedern in seinem Kopf. Manchmal wurde auch laut gesungen. Angesungen haben sie gegen die Kälte, gegen die wunden Füße, gegen die Weite, diese endlose, endlose Weite der Beiden Reiche. Dort, wo der Zar lebt, in Stare Traha und den Städten und Dörfern drumherum, dort glaubte Anatoli manchmal, kaum atmen zu können. So viele Menschen, so viele Gerüche und Geräusche, und er sehnte sich nach mehr Leere, nach grünen Wäldern und gelben Feldern und den Mähwiesen, die voller Blumen stehen. Mitten dort hinein sind sie marschiert, als der Zar sie aussandte.

Im Herbst, als der Frost hereinbrach und alles in einer Nacht rot und braun färbte, erreichten sie Ilgugrad, und Anatoli ist froh gewesen, dass die Leere hinter ihnen lag, der Takt der Schritte, der Hall der Soldatenstimmen, die nichts als traurige Lieder kannten. Doch obwohl Ilgugrad noch verheert war vom Bürgerkrieg, war der Vojvode schon weitergezogen und mit ihm der Krieg. Zurückgezogen hätten sich die Feinde – beinahe geschlagen. Nun, da die Verstärkung da sei, könne man ihnen vollständig den Garaus machen. Und dann redeten sie wieder

darüber, wie sehr diese Ketzer den Tod verdient hatten. Und dass dabei auch Land herausspränge, das sagten sie in Nebensätzen.

Anatoli hatte sich doch nur werben lassen, weil er arm war, und weil er herauswollte aus Stare Traha. Endlich, endlich! Ein paar Rubel, die Gedanken über die Leere segeln lassen, durch die man stapfte, Kleidung und Essen und ein Zelt in der Nacht. Was scherte ihn da, dass am Ende des Wegs ein Krieg wartete? Was scherte es ihn, ob es da Ketzer gab, die den Tod verdient hatten? Bis dahin würde sich schon was finden.

Auf dem Weg nach Mirokutsch ist der Winter hereingebrochen. So weit im Osten kam er auf einen Schlag, fiel sie an und versuchte, ihnen die Kehlen aufzureißen. Auf einmal ist es doch nicht mehr so einfach gewesen, dem Vojvoden von Ilgugrad den Garaus zu machen, auf einmal ging es ums Überleben. Die Lieder wurden seltener, der Takt der Schritte langsamer, der Weg eine Qual. Anatoli dachte nicht an die Kälte, an den Hunger, er ersann Lieder zu jenem langsamen Takt, traurige Lieder, über ein Mädchen, das er einst lieben würde.

Und dann kam der Tag, an dem Mihail nicht mehr weiter konnte. Er war der erste, der liegenblieb. Ein schwächliches Kerlchen mit knochigem Gesicht. Nichts an ihm dran, was der Winter noch hätte nehmen können. Also wollte der Winter ihn ganz.

„Anatoli!“, fuhr ihn der Hauptmann an. Anatoli hob die Hand, nur ein wenig, so dass der Hauptmann wissen sollte, dass er gehört worden war. Gehört hatte Anatoli, nur gehorchen würde er nicht. „Anatoli, lass ihn liegen.“

„Er könnte ja auf den Wagen“, schlug Anatoli vor.

„Wir haben vorgestern die Ochsen gegessen“, sagte der Hauptmann und konnte nicht fassen, dass Anatoli die mageren Brocken Fleisch im Eintopf entgangen waren. Er schnürte seinen Ranzen auf die Brust, um den entkräfteten Mihail auf dem Rücken zu tragen, doch der Hauptmann wurde wütend.

„Ich schlage dich mit dem Stock, wenn du noch mehr Zeit verschwendest!“, schrie er.

„Ihr könnt voraus gehen, du und die Truppe, Herr Hauptmann“, sagte Anatoli ruhig und zog den zweiten Riemen fester.

„Ich befehle dir, ihn liegen zu lassen!“ Die Zornesader auf der Hauptmannsstirn schwoll schon an. Anatoli räusperte sich, er wollte sich nicht reizen lassen, er wollte nur, dass der Hauptmann einsah, dass er doch zwei Männer gewinnen statt verlieren könnte, wenn er ihn nun ein paar Minuten gewähren ließ.

„Ich kann Mihail doch nicht hier liegen lassen. Es gibt Wölfe hier. Und Schlimmeres.“

Ja, Schlimmeres, das hatten sie alle wohl schon gehört in der Nacht. Das Dunkel lockte es hervor, dann wurden die Schleier dünn und es tropfte herüber auf ihre Seite. Es lauschte auf ihr Stöhnen in der Nacht, es nährte sich von ihrem Wehklagen am Morgen. Es verfolgte sie, und sicher würde der Hauptmann begreifen, dass Mihail ihm nicht überlassen werden konnte. Das wäre eine Untat, einem so ehrenvollen Soldaten wie dem alten Artyom Voronskov unwürdig!

Doch Hauptmann Artyom zerrte an Anatoli und nahm mit der anderen den Knüppel vom Gürtel – nein, Anatoli wurde bewusst, dass es nicht der Knüppel war, dass er eine Pistole zog! Den Hahn spannte.

„Nein!“, rief er und stellte sich einfach vor die Mündung, zwischen den Hauptmann und den entkräfteten Soldaten.

„Geh auf Seite, Soldat!“

„Er ist kein Ochse, Hauptmann!“

„Ich beabsichtige auch nicht, ihn zu essen. Lass mich ihm Gnade erweisen!“

Anatoli griff an seinen Ranzen und zog das Säckchen hervor, in dem der Sold lag, den man ihm in Stare Traha schon ausbezahlt hat. Es war nicht viel, und den restlichen Sold hat er nie bekommen. Er warf dem Hauptmann das Säckchen vor die Füße und den Ranzen direkt daneben.

„Ich bin kein Soldat mehr!“, fuhr er den Hauptmann an. „Nimm mich von deiner Liste! Streich meinen Namen durch und auch den von Mihail! Menschen wie dir will ich nichts schuldig bleiben.“

„Du desertierst!“, schnaubte der Hauptmann und richtete die Pistole nun geradewegs auf Anatoli.

„Nenn es, wie du willst. Mein Leben war nicht für Geld zu kaufen, ich hab Unrecht getan, als ich das Geld genommen hab. Da hast du es wieder, und ich, ich nehm mein Leben und mach damit, was ich will!“

Der Hauptmann starrte nur, als Anatoli nun Mihail auf seinen Rücken laden wollte, ungeachtet der Pistolenmündung. Dann schluckte er, räusperte sich, bückte sich und nahm das Säckchen mit den Rubel, die zu wenig waren, um darin zu klingen. Den Ranzen ließ er stehen, sogar das Gewehr blieb daneben liegen. Anatoli nahm beides mit.

Anatoli hat Mihail getragen, einen ganzen Tag lang. Aber jetzt ist der Kamerad schon zwei Wochen tot, und Anatoli hat sein Grab im kalten Schnee schon weit hinter sich gelassen. Der Frühling wird ihn ausgraben, aber ihm kein Leben schenken. Anatoli hat nur die Stiefel behalten, denn seine eigenen werden ihn bald im Stich lassen.

Die Nächte sind schlimm. Schlimmeres ist immer in seiner Nähe, immer um ihn herum. Manchmal glaubt er sogar, es am Tag sehen zu können, zumal die Tage immer dunkler werden, je näher das Jahr sich der Wintersonnenwende zudreht.

Anatoli singt seine Lieder nun, statt sie nur zu denken. Sein Atem tanzt ihm dabei vorm Gesicht wie eine Fee aus Nebel. In seiner Tasche ist der neue Gefährte, den er mit sich trägt, er ist so viel leichter als Mihail. Anatoli hat das Eichhörnchen am Rand des Kurja-Sees gefunden, und nun geht er schon Tage über die eisige Oberfläche.

Irgendwann wird der See ein Ende haben, und dann wird es wieder in den Wald gehen. Vielleicht wäre es gar nicht schlimm, einen Bauern zu finden, der mit seinem Schlitten auf dem See in Schwierigkeiten geraten ist.

Dessen Kufen durchs Eis gebrochen sind (was für eine Vorstellung, das Eis ist sicher meterdick!). Der Anatolis Hilfe braucht. Dann kann er ihn nach Hause bringen und an seinem Feuer sitzen und das Brot essen, das der dankbare Bauer ihm geben wird.

Aber weit und breit ist niemand zu sehen, und Anatoli wandert mit jedem Schritt weiter. Es scheint ihm unwahrscheinlich, dass er irgendwann verhungern oder erfrieren wird – doch nicht, solange er einen Fuß vor den anderen setzt, doch nicht, solange er diese Lieder im Kopf hat, die er irgendwann seinem Mädchen vorsingen wird. Er kann richtig sehen, wie Tränen in ihre Augen steigen.

„Armer Anatoli“, wird sie sagen. „Was du alles erlebt hast!“

Und das Eichhörnchen wird genesen sein und auf seiner Schulter sitzen, und sie werden darüber lachen, was er alles erlebt hat.

Da diese Zeit unweigerlich noch kommen wird, wird Anatoli wohl auch diesen See hinter sich bringen. Bevor die Wölfe kommen. Oder Schlimmeres.

Als ihn die Kraft verlässt, kann er es gar nicht so richtig begreifen. Eben noch setzte er einen Fuß vor den anderen, jetzt hockt er da, auf seinen Knien, und sein Magen ist so leer wie die Schneefläche des Sees. Er passt nur auf, dass er nicht auf die Seite fällt, auf der das Eichhörnchen sich zusammengerollt hat. Er ist ganz vorsichtig. Er muss nur kurz ausruhen.

Ein Finger wandert in seine Tasche, streichelt vorsichtig den Kopf mit den aufmerksam zuckenden Ohren.

Nur kurz ausruhen, dann geht es weiter.

Seine Wange liegt auf dem Schnee, seltsam, durch den Bart fühlt es sich gar nicht so kalt an. Oder ist er selbst vielleicht schon kälter als der Schnee? Nur kurz ausruhen.

Schlimmeres holt ihn ein. Als Anatoli die Augen aufreißt, ist es bereits Nacht. Er fühlt, dass ein Gewicht auf seiner Brust lastet, als habe sich ein Eisblock über ihn geschoben. Er hat nichts im Sinn außer nach der Rocktasche zu tasten, schläfrig reagiert das Eichhörnchen auf seine Berührung – es lebt.

Aber lebt auch er denn noch?

Schlimmeres beugt sich über ihn, sein Atem atmet Anatolis Atem. Atem heißt, dass er lebt – aber wie lange noch? Er kann das Schlimmere sehen, es ist Dunkelheit vor dem Sternenhimmel, wie aus schwarzem Ton geknetet, und es ist immens, wie ein ganzer Berg hockt es da über ihm.

Sein letztes Stündlein hat geschlagen. Wie ungerecht, so viel wollte ihm noch glücken im Leben und jetzt ist doch vor allem Unglück darin passiert!

Aber als er spürt, wie ihm der Atem aus den Lungen weicht, da fühlt er auch plötzlich ein Paar Augen auf ihm liegen, und das ist nicht dieses Schlimmere, dieses Dunkle.

„Halt“, sagt eine Stimme, und als sie erklingt, knisternd wie ein Herdfeuer, erwacht das Eichhörnchen und zappelt in seiner Tasche – nicht, dass das Bein Schaden nimmt! Und ob das Zappeln Gutes oder Schlechtes verheißt, weiß Anatoli nicht.

„Er besitzt ein Pfand. Er hat ein Leben gerettet – einmal darf er sich mein Angebot anhören, bevor du, Dunkler, ihn dir holst.“

Die Stimme ist nicht ungefällig, doch das sind sie ja nie, nicht wahr, die, die einem so etwas anbieten? Anatoli zittert im Schnee – dass er noch zittern kann! Das Gewicht rückt von ihm ab, er ringt nach Luft. Unter sich glaubt er das schwarze Wasser rauschen zu hören, so tief in den Schnee hat ihn der Dunkle bereits gedrückt.

„Ich kann dich über den See führen“, sagt die Stimme. „Allein – ich nehm mir, was es wert ist, dich am Leben zu erhalten.“

Er will den Kopf schütteln, will ablehnen – niemand verhökert etwas Ungenanntes an jemand Unbekanntem! Hat er nicht den Fehler schon einmal gemacht und sein Leben an den Zaren verhökert? Aber das Eichhörnchen beißt ihm in den Finger – Tu's, scheint es zu sagen. Ich will leben!

Und Anatoli tut's. Er nimmt die vom Eichhörnchen blutig gebissene Hand hoch und schlägt ein in eine Hand, die er vor lauter Dunkelheit nicht sieht. Sie zieht ihn auf die Füße, und sofort ist der Schlimmere nicht mehr da, er kann atmen und aufstehen, und Blut kehrt in seine Wangen zurück.

„Geh weiter“, sagt die Stimme. „Ich hole mir, was ich will, wenn ich meinen Teil des Handels eingehalten habe.“

Nun steht Anatoli an Rand des Sees. Er kann sehen, wo der Wald beginnt, doch davor ist ein herrlicher, herrlicher Anblick: ein Bettler, nie war einer schöner als dieser, und ein Zaun, ein wunderbar windschiefer Zaun. In den Osten ist der Bettler unterwegs, sieht Anatoli dort nicht auch Rauch aufsteigen, am Ufer des Sees? Werden sie ihn da wohl aufnehmen, vielleicht, wenn er das Gewehr zu Geld macht oder seine Dienste? Vielleicht ist der Bettler gar ein Gefährte, ein Kamerad, übriggeblieben aus jener Zeit, als sie unter Hauptmann Artjom gedient haben? Zwei Wochen mag das wohl her sein, vielleicht mehr, vielleicht weniger.

Die Stimme umschwirrt Anatoli.

„Ist dein Leben einen Preis wert?“

Anatoli tastet nach dem Eichhörnchen, und erst, als er es fühlt, lebendig und warm in seiner Tasche, sagt er: „Ja.“

„Ich nehme ihn mir“, sagt das Wesen. Er kann es sehen, es ist groß, aber sein Sinn kann es nicht erfassen, und er ist sich sicher, der Bettler sieht es nicht. Es streckt eine Hand nach ihm aus, und wieder wird der Atem aus Anatolis Brust gesogen – nein, es ist nicht der Atem, auch wenn es wie eine silbergraue Fee vor seinem Gesicht tanzt. Es ist ein Lied, ein trauriges, langes Lied.

„Das war eigentlich nicht für dich“, sagt Anatoli leise.

„Ich weiß. Aber jetzt ist es mein“, sagt das Wesen und verschwindet.

Anatoli sitzt an einem Feuer. Sieben Jahre sind vergangen, seit er als Soldat in den Bürgerkrieg ziehen sollte. Ein Kindchen liegt auf seinem Schoß, es ist hübsch, mit goldenem Haar, wo seines dunkel ist. Er summt eine Melodie, doch sie will ihm nicht glücken. Nie will sie ihm glücken.

Sein Mädchen lehnt sich an seine Beine, sie sitzt auf dem Boden, näher am Feuer, und eine Hand von ihm streicht über ihr Haar.

„Sing doch etwas“, sagte sie früher immer. „Deine Stimme ist so schön.“

Doch das Lied, das er ihr singen wollte, konnte er in sich nicht mehr finden, und deshalb blieb er stumm und sang ihr nichts.

Doch das ist das Leben ihm wert.